

»Bauplatz Europa«

Aus französischer Sicht

Von Alphonse Dupront

Der Historiker, als der ich mich hier versuche, muß gestehen, daß die historische Nachfrage, was den lebendigen Gehalt des Begriffs Europa angeht, zu einem recht schwachen, ja dürftigen Ergebnis führt. Alles ist einfach, solange man beim Blick auf die Karte oder beim Aufstellen einer Chronologie verbleibt: Über solche äußeren Begrenzungen kommt man gewiß zu einem begrifflichen Rahmen. Aber welche lebendige Wirklichkeit entspricht Europa, dem Vaterland der Europäer? Zum einen kommt in der Tat die Bezeichnung »Europa«, von den Geographen der Antike her wieder zum Leben erweckt, um das 15. Jahrhundert bei den Kartographen der Renaissance zunächst als ein Raum-begriff auf; sodann als Äquivok für das, was im Abendland noch eine zeitlang als Christenheit gelten wird: eine laizistische und akademische Schreibtischformel ohne wirkliche Verwurzelung in der Mentalität der Völker, die so Europäer waren, ohne es zu wissen.

Auf der anderen Seite hat es für den geopolitischen Bereich, den man Europa nennt, sicherlich aufeinanderfolgende Modelle gegeben, die Einheit intendierten, im Grunde aber doch alle partiell waren. Auf das Europa der Gelehrten – das der »Krise des europäischen Bewußtseins«, bei genauerem Hinsehen das erste Modell einer Einheit Europas, wie es sich dann im Europa der Aufklärung fortsetzte – sollte das folgen, was meine Landsleute ein wenig überschwenglich das »französische Europa« genannt haben. Hier handelt es sich in Wirklichkeit um eine Schöpfung der europäischen Aristokratie, ausgehend von französischen Mustern, im übrigen aber weitgehend anderen Kulturbereichen angepaßt, je mehr sich der Schwerpunkt nach Osten verschob. Schließlich erscheint in der zeitgenössischen Geschichtsschreibung das Europa der Nationalitäten – ein weiterer Begriff nicht ohne paradoxen Gehalt, da hier Europa ja wesentlich als Raumgröße, und zwar in seiner eurasischen Erstreckung gemeint ist. Dieser Begriff leistet einen ausgezeichneten Dienst, insofern er die gleichsam abstrakte und in keiner Weise zwingende Form von Einheit ausdrückt, die allein dem Konstitutionsprozeß nationaler Einheiten Raum geben würde, das heißt dem Zutagetreten von verschiedenen Formen eines umfassenden Kollektivbewußtseins, wo in einem gleichartigen Ganzen verschiedene soziale und kulturelle Schichten gemeinsame Wurzeln finden. Aber dieses Europa der Völker, dessen Entstehung schon Michelet vorhersagte, ist, in den einschneidenden Veränderungen unserer Welt befangen, noch immer auf der Suche nach sich selbst, ohne seinen Namen angeben zu können. Nicht mehr zwar als ein letztes Unternehmen des Partikularismus, vielmehr als Zeichen und Quelle einer wachsenden Fülle dessen, was sich bisher Europa genannt hat.

Fünfhundert Jahre Geschichte bezeugen überdies, daß der europäische Raum andere und tiefere Kräfte in sich birgt, als bloß geopolitische Form, das heißt kultureller Umschlagplatz zu sein. Wie Europa geboren wurde, so blieb es auch unausweichlich durch das Erbe gezeichnet, das es zum Teil preisgegeben hat. Soweit wir erkennen können, bleibt das Christentum tatsächlich, wenigstens in den Grenzen, wie sich Geschichte

greifbar machen läßt, das am weitesten verwirklichte Werk von Einheit, das mit einem gewissen Charakter von Unauflöslichkeit die Länder und Menschen des europäischen Abendlandes zu prägen vermochte. Weltliche, kirchliche und schließlich eschatologische Gesellschaft, die organisch Immanenz und Transzendenz bei der Verwirklichung des Reiches im Blick auf die Ankunft des himmlischen Jerusalem verbindet, bleibt das Christentum, historisch gesehen, Matrix und Nährboden europäischer Einheit. Das zeigt sich an dem allmählichen Übergang, den eine Analyse der geistigen Formen der Einheit in der europäischen Kultur zwischen dem 15. und dem ausgehenden 17. Jahrhundert offenbart. Ein mythischer Begriff von Christenheit bleibt noch Symbol für ein Europa, das bereits das natürliche Medium einer von verwirrenden Ereignissen geschüttelten Profangeschichte geworden ist. Weniger anspruchsvoll im Vorblick auf eine Einheit von Himmel und Erde, zeichnet die Reichsidee – degradiert und im politischen Partikularinteresse sich als gerades Gegenteil zu einem christlichen Einheitsbewußtsein darbietend – dennoch weiter Ambitionen, Gewohnheiten und nostalgische Wunschträume in den Entwicklungsgang Europas ein.

Eine Komponente, die sich als noch stärker erwies, zumal sie den Charakter von Zwangsläufigkeit hatte, war jedoch die gemeinsame Realität, Europäer zu sein, wie sie die Entdeckung der Welt und ihre kolonisatorischen, handelspolitischen und kulturellen Konsequenzen mit sich brachte. In dem Augenblick, wo die transzendenten Werte an Geltung verloren, fand sich die Grundlage der inneren Textur der Christenheit gestärkt durch das Wirken des ganz äußeren Dynamismus, der zwischen Missionar und Missioniertem, Kolonisator und Kolonisiertem, das heißt letztlich zwischen Ausbeuter und Ausgebeutetem herrscht. Dieser Dynamismus hat auf unserem Planeten weitgehend die Realität des Europäers bestimmt: weiß, imperialistisch, zivilisatorisch, reichlich selbstsicher, was seine neue Bestimmung als Inhaber der Schlüssel zum Universum angeht. Auf diese Weise haben die anderen Weltteile den Europäer gleichsam gezwungen, sich – wenigstens um seinen zivilisatorischen Proselytismus zu rechtfertigen – eine Art gemeinsamen Habitus zuzulegen, der schließlich zu einem klar umrissenen Modell wurde. So brüchig und verabscheuungswürdig diese Erobererrolle war: sie wurde von außen und durch die Opfer selbst zementiert. Man sollte nicht vergessen, daß dies etwa vier Jahrhunderte gedauert hat und daß eine solche zeitweilige Macht die Europäer unausbleiblich mit dem Gefühl einer gemeinsamen Bestimmung zeichnen mußte, einer Bestimmung, die die anderen Teile der Welt noch immer bestätigen – bis hinein in die heutigen Anklagen oder, was noch schwerer wiegt, bis in die angemessene Rolle oder das gleichgültige Schweigen, die man Europa in vielen internationalen Versammlungen mit Weltverantwortung zollt.

Schließlich, als dritte Kraft beim Gestaltwerden Europas, die inneren Kriege. Was Politiker, Diplomaten und nach ihnen die Historiker mit unfreiwilligem Humor das »concert européen« genannt haben, umfaßt in der Tat wenigstens zwei Jahrhunderte von Auseinandersetzungen, Zerstörungen, nationalen Erschöpfungen – mit all den psychischen Konsequenzen, die sich aus so einem Zustand von Instabilität und jeweils nur heiklem Gleichgewicht ergeben, zum Beispiel Rückzug, Verhärtung und Größenwahn des auf Vergeltung und Sieg Hoffenden. Die zwei letzten großen Kriege orchestrierten, als Krönung dieses Konzertes, die verbrecherische Absurdität dieser Totentänze in einem tragischen Erwachen. Das geschah sicher nicht, ohne das elementare Bewußtsein eines gemeinsamen Geschicks reifen zu lassen – soviel muß man wenigstens den Lobsän-

gern des Krieges zugestehen, wenn sie von einer Fruchtbarkeit der Kriege reden. Wo solcherart die Menschen, trotz äußerster Gegnerschaft, durcheinandergewirbelt werden, bleibt es nicht aus, daß sie mit der Entdeckung am eigenen Leibe – die durchgreifendste aller Lehren – gezeichnet wurden, daß der Feind ein Mensch wie man selbst ist, kommt es auch schließlich zum Erwachen einer Transzendenz von nachbarschaftlicher Nähe in den verborgenen Tiefen der Kollektivseele.

In diesem historischen Profil wird zweifellos die Entwicklung eines europäischen Bewußtseins erkennbar. Der ursprüngliche Rahmen füllt sich langsam mit Leben. Doch wie stellt sich die Situation des 20. Jahrhunderts dar? Weit zurück liegt der ursprüngliche Nährboden, jene Christenheit, von der die Lehre einer Einheit ausging. Inmitten der vielen fixierenden Bestätigungen von außen und den Konflikten im Inneren, denen wir kaum entgehen können, tritt so etwas wie eine noch rudimentäre Textur heraus, ein noch kaum wahrnehmbares Gewebe, das sich noch weniger auf eine Bewußtseinsebene heben läßt, die umfassender wäre als jene, auf der man sich als Europäer mit all den alten Engen und Vorurteilen weiß. Auch die früheren Modelle eines umfassenden Europas blieben ja im Grunde auf mehr oder weniger bewußt begrenzte Gruppen eingeschränkt, also partikularistisch und damit unfähig, eine gemeinsame Seele Europas hervorzubringen, wenn sie auch allzu oft – mit den besten Intentionen gewiß – deren Fiktion aufrechterhielten, wie zum Beispiel die über den Mythos einer Rückkehr zu den Ursprüngen gewonnene Idee eines karolingischen Europas. So bewundernswert und zuweilen auch grandios der geschichtliche Rahmen auch aussehen mag: in Wirklichkeit bleibt Europa – das Europa der Völker, als Realität, welche die geschichtlich gewachsenen Gegensätze übersteigt und Quelle eines gemeinsamen Aufbruchs ist – noch immer auf der Suche nach einer Seele, einem Bewußtsein, in dem all dies zur Einheit gebracht wäre.

Nach den schrecklichen Erfahrungen zweier Weltkriege und in Anbetracht der drängenden Notwendigkeit, eine Gemeinschaft Europa zu konstituieren, scheint es das Nächstliegende, die gemeinsamen Elemente aufzuzählen, die fähig sein könnten, diese Gemeinschaft ans Licht zu bringen. Zweifellos sind da die ökonomisch-politischen Interessen zu nennen, der Vorzug, den man einem bestimmten politischen Modell gibt, das heißt im wesentlichen der Demokratie mit den je verschiedenen kontrastierenden Richtungen einer mehr religiösen Grundlegung oder eines weltweiten Sozialismus, ja, heute sogar eines Euro-Kommunismus. Auf einer weiteren Ebene müßte eine bestimmte Idee von Zivilisation zur Sprache kommen und schließlich, im Blick auf den eigentlichen Schmelztiegel, das jeweils verschieden angenommene und alle bestimmende Erbe des christlichen Abendlandes. Aber je mehr man zwanghaft nach dem Gemeinsamen sucht, erhalten die Formen und Werte, die man hier findet, mit dem Grad der Extensität fatalerweise einen Charakter von Abstraktion, während ihre lebendigen Brechungen in der jeweiligen Kultur sich kaum noch wiedererkennen lassen. Sagen wir es in aller Klarheit: Das Gemeinsame kann nicht unmittelbar Lebensquelle sein; zu groß bleibt für jede der europäischen Kulturen die Verschiedenartigkeit ihrer Geschichte, der Komponenten ihrer Weltanschauung, der Balance zwischen Himmel und Erde, die sie im Verlaufe der Jahrhunderte erreicht haben. Das spiegelt sich nicht zuletzt in der wechselseitigen Fremdheit zwischen den jeweiligen Sprachen.

Man kann es nicht oft genug sagen: Das zuerst Gegebene ist die Verschiedenheit, und es wird eine organische Gemeinschaft, offen für die je verschiedenen Impulse, die von

den einzelnen konstitutiven Einheiten ausgehen, nur geben, wenn sich ein europäisches Bewußtsein gerade im Ausgang von der Verschiedenartigkeit entwickelt, um aus dieser zunächst gegebenen Realität in Geduld, und sicher auch unter großen Schwierigkeiten, die Kraft gemeinsamen Lebens hervorgehen zu lassen, nicht mehr Abstraktion oder rhetorisches Gebilde, sondern Quelle und Inkarnation einer gemeinsamen Hoffnung.

*

Zwei Dinge ergeben sich in der Tat aus dieser Überlegung. Das eine – es ist die Weisheit der lebendigen Natur selbst –: nichts wächst und bringt Frucht, was nicht gut Wurzeln gefaßt hat. Das andere – und hier handelt es sich um die wesentlichste Entdeckung unserer Epoche – besteht in der grundsätzlichen Anerkennung des Pluralismus. Von diesen beiden Einsichten ausgehen heißt, einfach dem Verstand selbst folgen. Nur auf diesem Wege werden wir das so nötige europäische Bewußtsein zur Entfaltung bringen.

In der Tat ist es höchste Zeit, daß wir uns freimachen von einem engen, Privilegien implizierenden, trügerischen Inhalt des Begriffs Kultur. In der Nachfolge der Aufklärung, der Republiken von Humanisten, Gelehrten oder einfach von Professoren, haben wir die Bedeutung von Kultur eingegrenzt auf das intellektuelle, künstlerische, literarische Leben und auf eine mehr oder weniger stereotype akademische Bildung.

Glücklicherweise haben gegen Ende des 19. Jahrhunderts die deutschen Anthropologen bei ihrer Erforschung von Gesellschaftsformen, die man zur damaligen Zeit noch als »primitive« abtat, einen viel umfassenderen Begriff von Kultur eingeführt. Hierunter verstanden sie das Gesamt der bewußten wie auch unbewußten Ausdrucksformen – Mythen und Religionen zum Beispiel eingeschlossen –, wodurch ein Volk die Kraft seines Lebenswillens und das offenbart, was man heute mit einem ambivalenten wie zugleich anspruchsvollen Wort seine Identität bezeichnet. Diese Identität meint sicher eine säkulare Gegebenheit, doch – im Gegensatz zur laizistischen Absonderung, die mit dem traditionellen Kulturbegriff gegeben war – ebenso zu einem großen Teil und wesentlich eine spirituelle Größe. Aus einem solchen umfassenderen Verständnis von Identität entspringt heute um uns herum, in uns selbst das Bewußtsein eines Lebensbedürfnisses, wie es sich oft zwar recht brutal in Forderungen nach Umweltschutz und Erhaltung angestammten Erbes äußert, im Rückgriff auf jahrtausendealte Traditionen und Bräuche. Mag das alles auch manchmal zu sehr nach intellektueller Rekonstruktion aussehen. Es bringt sich hier doch der drängende Trieb nach einer kollektiven wie individuellen Lebensganzheit zur Geltung, der tief eingewurzelt ist im lebendigen Bewußtsein eines kosmischen Zusammenhangs; das existentielle Gespür für eine Vergangenheit, welche die Gegenwart lebendig befruchtet und – im brennenden Bedürfnis nach den Quellen – der Verweis auf Wirklichkeiten, die jenseits des einfach Vorhandenen liegen.

Treiben wir das Paradox auf die Spitze: Je verschiedenartiger sich Europa darstellen wird in der jeweiligen Authentizität der Kulturen, in denen es besteht, um so mehr wird es das Gestaltwerden von Einheit erreichen. Zweifellos hat der auf Verschiedenheit zielende Prozeß seine Grenzen: Künstlich erheben sich Subkulturen – ein anderes, uns nur zu bekanntes Zeichen der Zeit! Jedoch, in diesem manchmal krankhaften, selbstgefälligen oder politisch mißbrauchten Ruf nach kultureller Identität wächst implizit die Anerkennung des anderen. Unser geschichtlicher Augenblick scheint in der Tat in dem tiefwurzelnden Bewußtsein zu bestehen, daß die gesuchte Einheit nicht mehr auf dem

Wege der Homogenität herzustellen ist, sondern aus dem Heterogenen hervorgehen muß. Nimmt man die Verschiedenartigkeit so als sein selbstverständliches Recht an, dann führt dies notwendig auch zur derselben Achtung für den anderen und zugleich zu der Gewißheit, daß in dem so ausgeübten gegenseitigen Respekt sich eine Einheit herausbilden wird, die voller und höher liegt als jene, die Europa als strukturell homogen begriff. Wie Gemeinschaft das Werk eines Miteinanders von Personen ist, muß die Seele Europas aus dem Zusammenspiel je besonderer Kulturen erwachsen. Das adäquate Echo dieses neuen Bewußtseins wird man allerdings kaum schon in Sprache und Produkten einer Technologie sehen dürfen, die man die »fortgeschrittene« nennt, und ebensowenig in den endlosen Wiederholungen beim Wiederaufbau der immensen Zerstörungen während des letzten Kriegs, wo es den Anschein hat, als ob quer durch die geschundenen Städte Europas ein einziger Baumeister sich ins Zeug gelegt habe, um für den Durchreisenden wie den Bewohner ein grenzenloses Universum der Langeweile herzurichten.

Im Gegensatz zu dieser selbstzerstörerischen, seelenlosen Uniformität erhebt sich heute der Begriff Pluralismus. Ein magisches Wort, offenbar jenen bequemen Ausdrücken zuzurechnen, wo sich alles in schöner Eintracht mit seinem geraden Gegenteil fügt. Ein anderes Zeichen unserer Zeit; wir müssen uns damit abfinden – aber wachsam, oder besser noch: indem wir darüber hinausgehen. Pluralismus, das kann in der Tat eine Form von Koexistenz sein, die Resignation, Pazifismus im schlechten Sinne, bloße Passivität bedeutet. Ein europäischer Pluralismus, hellstichtig erkannt und gelebt, muß weiter gehen. Anstelle des Versuchs, die verschiedenen europäischen Kulturen zu einem nichtssagenden Grau von Konformität zu bringen, in dem sehr bald alles in Uniformität erstickt, muß der Pluralismus, um fruchtbar zu sein, jede einzelne Kultur zu einem aktiven Zugehen auf alle anderen hin bewegen.

Und, wie es für den Bereich des Geistes kennzeichnend ist, dieser Weg führt über die Vertiefung jeder einzelnen europäischen Kultur, um so schließlich zu den fundamentalen Werten ihrer je besonderen Existenz vorzudringen. Das wird notwendig zu einer gemeinsamen ontologischen Dimension führen, dem Herzen einer europäischen Seele, das Träger des Atems der Einheit ist. So geht der Weg der Entstehung einer Seele vom Verschiedenen zum Einen, von gelebter Heterogenität zu einer gemeinsamen prinzipiellen Quelle: ohne Zweifel auf jenen Grund, von dem unsere europäische Welt in ihrer Mannigfaltigkeit ausgegangen ist; dessen Werte sich uns im Verlaufe von fast zweitausend Jahren Christentum eingepägt haben – die Würde der menschlichen Person im Gleichgewicht zwischen ihren Pflichten und Rechten, das eschatologische Werk des gemeinsamen Heils, der Sinn für Transzendenz, die Achtung des anderen und die Treue zu einer Schöpfungsordnung, die eine offene Einheit ist im Hinblick auf alle Lebenskräfte im Vollbringen dessen, was je das Geheimnis des Heute bleibt.

*

Damit kommen wir zu unserem dritten Ansatz auf der Suche nach der europäischen Seele. Stießen wir nicht mit unseren bisherigen Überlegungen bereits auf die Tatsache, daß die europäischen Strukturen die Seele voraussetzen, ohne sich zu bekümmern, wie sie Gestalt annehmen soll? Die Erfahrungen häufen sich, daß Verhandlungen auf ökonomischer Ebene – selbst, wenn sie zum Ziele führen – die Menschen nicht wirklich einander näher bringen, daß man sich sprachlich nur schwer verständigen kann und daß,

selbst wenn man sich versteht, man doch im Nebeneinander, das heißt letztlich einander fremd bleibt aufgrund der Verschiedenheit der Ideologien oder der Kultur, wenn diese nicht von innen und von ihren Wurzeln her erkannt ist.

Und nicht weniger symptomatisch ist, was man jeden Tag bei Arbeitsgesprächen, bei Studienprojekten und bis in Gipfeltreffen hinein feststellen kann, die sich um die drängendsten Probleme unserer europäischen Gesellschaften, zum Beispiel um Arbeitslosigkeit oder Inflation kümmern. Nur die ökonomischen Aspekte finden Beachtung, und oft genug in einer technokratisch uniformen Sicht, wo die verschiedenartigen Reaktionen, Haltungen und Lebensweisen in unseren europäischen Ländern übersehen werden. Anders gesagt, es besteht ein fast gezieltes Unwissen über das, was den Statistiken und Plänen entgeht, jenes unwägbare Menschliche, in dem sich die Seele darstellt. Mag es nun um die Arbeitslosigkeit gehen, im Zusammenhang mit dem heute offensichtlich veränderten Verhältnis zum Wert Arbeit bei den Jugendlichen, ihrer Weigerung, Regeln und Normen der Industriegesellschaft zu übernehmen, so wie sie ihnen aufgezwungen werden, ihrer Zuflucht schließlich zu Universitätskursen, die oft einfach zum Vorwand und zur Quelle eines sozialen Alibis werden für Langeweile, Untätigkeit und noch Schlimmerem. Mag es um die Inflation gehen und die hiermit verbundenen erregten Emotionen sozialer Schichten, die man in einem infernalischen Wirbel mit den ungezählten Versuchen der sogenannten konsumorientierten Gesellschaft konfrontiert hat: Es sind jeweils die eigentlich menschlichen Faktoren, die am meisten vernachlässigt, ja mißachtet werden. Nicht zu reden von den fundamentalen Werten und ihrer belebenden, regulierenden, motivierenden Kraft im menschlichen Bewußtsein und für das persönliche Verhalten.

Den Zugang zu diesen Realitäten, die das gesellschaftliche Leben mit seinen Krisen, Phasen des Stillstandes oder der Revolution ausmachen, haben die Sozialwissenschaften amerikanischen Musters gesucht. Aber sie sind zu pauschal, oberflächlich in ihren Erhebungen und Analysen, ja gefährlich. Denn durch seine Technik und Methode vermittelt dieser Zugang allmählich das Bild eines Herdenkomplexes, der sich den elementaren Sozialisationsbemühungen fügt, aber ohne jede Vergangenheit und damit gleichsam bar jedes kulturellen Erbes erscheint und vor allem ohne geistige Dimensionen und Wurzeln. Wir dürfen uns darüber nicht hinwegtäuschen: Wie die institutionellen Strukturen so entbehren auch die selbstverständlichsten Formen unseres Denkens – und auf der Ebene der Entscheidung zählen gerade diese Selbstverständlichkeiten! – überlegt oder auch in unbewußter Vorentschiedenheit der Seele. Damit wollen wir nicht die Qualitäten und Tugenden der Persönlichkeiten abwerten, die Exponenten dieser habituellen Denkformen sind. Hier liegt gerade die Wurzel der Problematik. Wir sind, ob wir wollen oder nicht, und bis in die Ideologien hinein, die sich für die fortschrittlichsten halten, die Erben einer modernen Welt, deren grundlegende Struktur sowohl wie ihre schließliche Verwirrung einer wesentlichen Dichotomie entspringen. Mit ihrer radikalen Unterscheidung zwischen Gott und dem Cäsaren, zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt sind die Kanonisten des 14. Jahrhunderts die ersten Protagonisten dieser Dichotomie gewesen. Es folgten die Trennung des religiösen und des zivilen Bereichs und schließlich die zwischen dem politischen und ökonomischen Leben und der je persönlichen Religion und Moral. Die materialistische Gesellschaft, in der wir uns befinden, systematisch abgelöst von spirituellen Wurzeln und Werten, ist von all dem nur die Konsequenz.

Hiermit ist schon hinreichend beschrieben, inwiefern ein solches Europa einer Seele ermangelt. Ideologien und Totalitarismen vermögen es leicht zu paralisieren, indem sie Illusionen eines geistigen Lebens und einer harmonischen Einheit vorspiegeln. Da wundert es nicht, wenn es Trümmer in Europa gibt und in diesen Trümmern selbst nur noch wenig Hoffnung blüht. Eine Einheit der Seele ist also notwendig, und es ist auch schon sichtbar geworden, in welcher Richtung eine Therapie zu suchen wäre. Notwendig, weil – immer noch unfähig, sich die zwingendsten und sichersten Gründe seiner eigenen Existenz vor Augen zu führen – Europa unausweichlich von außen bedroht ist, gerade insofern es im Inneren seiner selbst nicht sicher ist. Stets liegt da in uns ein Barbar auf der Lauer, und vielleicht sind wir nicht mehr fähig, diesen Barbaren zu zivilisieren. Es sei denn, wir würden unaufhörlich und immer mehr in all unseren Bemühungen und Anstrengungen auf dem »Bauplatz Europa« jene Goldene Regel zur Geltung bringen, daß jede politische Institution, jede Politökonomie, jede geplante Organisation und, noch wesentlicher, jeder Augenblick unseres Lebens von Ambivalenz geprägt sein muß. Darunter verstehe ich, daß jede materielle Gegebenheit, ein Geistiges, eine Finalität oder einen Sinn als ihre andere Seite hat, und daß umgekehrt jede geistige Erfahrung oder Forderung ihrer Verleiblichung, das heißt ihre Anwendung finden muß. Sonst leben wir – in unseren übertechnisierten Gesellschaften, die auf die Produktion, den Austausch und Besitz von Waren ausgerichtet sind – weit mehr, als wir ahnen, an der Grenze zu einer inneren Entmenschlichung, mit der furchtbaren Verwechslung von Zweck und Mittel, wobei die letzteren eine Souveränität gleichsam ohne Berufungsinstanz innehätten; und das wäre die Verabschiedung des Bewußtseins und die Sünde wider den Geist. Wenn die Dinge so liegen: Woher könnte Europa dann zu einem Erwachen, zur Nahrung und Kraft der Seele finden? Zweifellos aus dem Bewußtsein der drohenden Gefahren. Aber die Angst, mag sie auch manchmal eine gesunde Reflexbewegung sein, ist niemals schöpferische Kraft. Insbesondere nicht, wenn es darum geht, in der äußersten Komplexität der Gegebenheiten zu jenem höchsten Willen zu finden, der unseren tiefsten gemeinsamen Bedürfnissen eingezeichnet ist: der Berufung zur Einheit.

STELLUNGNAHMEN

In seinem Versuch einer Bilanz hat Walter Bayerlein über die Arbeit der Laienräte berichtet¹. Es ist wertvoll zu erfahren, wie ein in der Laienarbeit erprobter Katholik die Praxis der neuen Räte, ihre Erfolge und Schwierigkeiten, beurteilt. Da Bayerlein selbst darauf verweist, daß jede Bilanz dieser Art notwendig subjektiv ausfällt, ist es wünschenswert, daß über weitere Erfahrungen berichtet wird. Vielleicht auch anhand exemplarischer Fälle, wobei die Analysen negativer Erfahrungen nicht weniger

aufschlußreich sind als überzeugende Begründungen für Gelungenes. Wichtig scheint es ferner, das Augenmerk nicht nur auf die Ergebnisse und Erfahrungen zu richten, sondern auch auf den Ansatz der Betrachtung, auf Fragen der Gewichtung und damit verbunden auf die Frage nach den Kriterien, an denen Gelungenes und Nichtgelungenes gemessen wird. In Bayerleins verdienstvollem Versuch werden sie kaum deutlich, allenfalls insoweit als – sarkastisch formuliert – festgestellt werden kann, daß das Ganze »funktioniert«. – Ich wage zu bezweifeln, ob das genügt. Geht man heute da-

¹ In dieser Zeitschrift 2/79, S. 129.